



Niederdeutsches Heimatblatt

Nr. 16.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1925.

Abendregen.)

Von Karl Verbs.

Ueber der Bäume langsam dunkelndem Schweigen
glimmt noch ein fahlgrauer Schein vom verbämmernden Tag.
Wohlig reckt sich der Wald mit verlangenden Zweigen
in den leise trommelnden Tropfenschlag.

Wie die erlösenden Flut nach schmerzlichem Warten
stül und stetig das durstende Grün umspült!
Und die Däfte aus dem blühenden Garten
sind von des rieselnden Regens Herbheit gekühlt.

Wallende Schleier mit silbernem, zartem Geleuchte
spinnen sich, schwingen sich über die Wiesen so sacht.
Selig atmet die Welt in der gütigen Feuchte,
schaffende Kräfte durchweben die heilige Nacht.

*) Aus der trefflichen Monatschrift „Niederfachien“. Verlaa
Carl Schünemann in Bremen.

Löns und die Heide.

Von Agnes Harder.

(Nachdruck verboten.)

Löns war der stärkste Eindruck der Heide. Es war, als habe
man ihn vorher gar nicht gekannt, trotz all seiner braunen, grünen
und blauen Bücher. Er wirkte ganz frisch, ein echtes Erlebnis.
Die Weisen und Finken wußten von ihm, die Bienen summten
zu seinem Gedächtnis, und die Menschen, die jungen vor allem,
liebten ihn. Diese Lönsliebe überfiel mich gleich am ersten Abend,
kaum daß ich in Müden an der Derke und Wiege mich im Gasthaus
eingerichtet hatte.

„Sie können vor Tisch gut noch zum Wieheberg gehn, zum
Lönsdenkmal“, sagte der Wirt. „Hier gleich hinter der Brücke,
rechts ab.“

Ich wußte noch von keinem andern Lönsdenkmal als dem sei-
ner Bücher. So schritt ich an den letzten Häusern des stattlichen
Dorfes zwischen den Buchweizenfeldern hin zum Heidewald. Da
stand der erste Weiser zum Lönsstein. Er stand an einem breiten
Sandweg, der lief so recht verischwenderisch dahin zwischen jungen
Kiefern und Wacholderbäumen. Die waren mit grünen und dun-
kelblauen Beeren dicht besetzt; denn niemand hatte sich die nachlige
Mühe gemacht, die vorjährigen zu pflücken. Weil mir aber Wachol-
derbeeren eine willkommene Würze sind zu jedem Wildbraten, so
sammelte ich eifrig und mit recht zerstochnen Fingern erstieg ich
den Wieheberg.

Der schütterte Wald hörte auf. Heide trock über einen breiten
flachen Hügel. Sie blüht in diesem Jahr nicht recht. Die Sonne
hat zu erbarmungslos herabgebrannt. Braun dehnte sie sich, rosa
überfleck, herb und ohne das Ausfüllliche ihres Übermaßes. Ein
breiter Weg, mit alten Birken bestanden, zog quer über den
Hügel. Vor ihm mitten im Heidestraut der Lönsstein. Ein mächtig
hohes aus Feldsteinen roh gefügtes Denkmal, von einem Findling
beschwert, vorn eine Plakette von Erich Friede, Hannover, mit dem
seltsam hagern, sehnüchtigen Gesicht Hermann Löns', den Jagdhut
hinten aufgeschlagen. Naturfreunde und Jäger haben ihm das
schlichte Denkmal errichtet, wie sie auf der Rückseite selbst sagen.

Als ich ging, kreierte ein Hahnenpaar hoch in den Lüften. Die
Sonne bettete sich in Gold und Purpur; aber die Heide schien

braun und herb und paßte zu den leeren und doch verlangenden
Augen, die von der Plakette auf sie herabsahen. In der Nacht aber,
als ich nicht schlafen konnte und immer wieder ans Fenster trat,
brannten die Sterne wie Fadeln vom schwarzen Himmel, und ich
wünschte mich auf den Wieheberg zum Stein. Der Mann dort
hatte einmal die Einsamkeit der Nacht gut verstanden.

Das war mein erstes Begegnen mit Hermann Löns in seiner
Heide. Dann fand ich ihn überall. In jedem Gasthaus sein Bild,
immer ein anderes, und vor einer neuen Radierung oder einem
Holzschnitt über dem schmalen Beutelschen emsig beratende Jugend.
Jeder Ort wollte auch sein Lieblingsaufenthalt gewesen sein. Hier
hatte er eine Jagd gepachtet, dort einen Bod geschossen. Zuletzt,
bei den uralten Steinhäusern bei Fallingb., hing gar seine
Jagdtasche und eine seiner Flinten an der Wand der Gaststube.
Es war aber gar nicht nötig, daß die Jugend seine Gedichte im
Mucksack trug. Sie sahen ihr im Herzen, und die Melodien schlie-
ßen in der Klampfe. Es war, als hätte die niederdeutsche Jugend,
das Wort weitsehend gebraucht, nur auf einen Dichter gewartet,
der ihr nichts gab, als Natur und Liebe. Der jeden Intellektualis-
mus wie den bösen Feind, den er ja oft sehr handgreiflich in
seinen Geschichten einführt. Vielleicht brauchte diese Jugend, die
sich so energisch von geistiger Überfütterung erholt und sich bis zu
einem gewissen Grade auch gegen Kulturformen wehrt, gerade
Löns. Und die es so schlicht und ehrlich meinten, wie jene Wall-
fahrer, die brauchte wohl auch er, und jedes Dichterherz klopft
höher, wenn es an solches Vertrauen denkt.

Ob aber Löns, wenn sein unruhiger Geist, der nur in der
Natur sich stützte, von seinem Denkmal über die Heide sieht, zufrie-
den ist, sie für die Wanderlustigen entdeckt zu haben, das fragt sich
doch. Heide heißt Einsamkeit. In diesem Begriff liegt ihr schim-
mernder Reiz. Was sich da endlos dehnt zwischen Celler im Süden
und Buxtehude, Harburg und Lüneburg im Osten, das war einst
eine verlorene Welt. Sie gehörte dem „Heidjer“, dem Heidebauern
in seinem alten Heidehaus, dessen Strohdach tief heruntergeht und
Bieh und Menschen unter seinem Dach barg, das die Botanik-
pferdelöpfe in ihrer kunstlosen Holzschneiderei am Giebel zierten.

In den Heimatmuseen hat man solche Bauernhäuser mit ihrer
Einrichtung bewahrt. Das schönste sah ich am Eingang in die
Heide, in Celler. Da stand es, mit den Ketten für das Bieh in den
Ständen, den Strohsäcken für die legende Henne, mit der Feuer-
stelle und den engen Wohnräumen im Giebel. Der Heidebauer
konnte durch ein kleines Schiebefenster über dem Welt nach dem
Stall hinübersehen, wenn sich nachts etwas rührte. Der offene
Herb aber war die heilige Stätte. In den Feuerhafen, an dem der
Kessel hing, legte der Bauer seinen Daumen bei jeder feierlichen
Abmachung; hier übergab er dem Sohn den Hof und zog sich in
das kleine Altentüschchen zurück. Wie eine Predigt über den Segen
des eigenen Herdes wirkt solch eine alte Feuerstätte. Vor dem
Hofstorf aber liegt die blühende Heide. Die Bienen umsummen die
Strohstücke; alle Gerätschaften zum Gewinn des Honigs sind bereit.
Kommen doch heut aus den Nachbarprovinzen „Bienenzüge“ nach
der Heide. Auf stundenlangen Wanderungen findet man plötzlich
in größter Einsamkeit achtzig bis hundert Stöcke im einfachen
Bienenhaus, das einem Bienenbater in einem Nachbarort anver-
traut ist. Auch Heidschnuden sieht man noch, die Schafe der Heide,
schwarz und hartgewöhnt, den langen Behang wie eine grauschim-
mernde Decke über dem Rücken liegend. Zwischen Moor und Bruch,
von der rotliche Heide umflost, liegt wohl ein alter Schafstall in
der Einsamkeit. Das schwarze Dach geht bis zum Boden. Im
dunklen, offenen Giebel verschwindet die Herde wie etwas aus dem
Boden der Landschaft Gestiegenes.

Diese Heide kannte und liebte Löns. Beim Heidjer lehrte er

ein. Ihn verstand er. An seiner Arbeit, an dem Kampf mit der harten Erde, hatte er seine Herzensfreude. Als zuerst in der Gegend der Dörse die großen Kieselgurlager ausgenutzt werden sollten und über die Heide Fabriksteine auftrugen und zum Hauffelberg hinübergrüßten, hielt er es für Teufelswerk.

Aber nicht nur die Kieselgurlager werden immer neu erschlossen, um den zähen Boden der Heide selbst wird gerungen und Ackerland gewonnen, wo einst nur Bienen selig trunken an den Glöckchen des lila Krautes hingen. Künstlicher Dünger besiegt auch den Heidesand. Immer wieder sieht man, wie der Pflug die Heide umbricht. Immer größer werden die Felder um die Dörse. Zuerst nur Buchweizen und Gerste. Dann Hafer und Roggen. Ja, selbst dem Wieheberg droht von einer Seite, wenn auch noch nicht nahe Gefahr. Die Not des Landes unterstützt die Kultivierung. Schon hat die Regierung einen besonders schönen Teil der Heide erworben und zum Naturpark gemacht. Es ist die Gegend um den Wilseder Berg, der mit seinen 170 Metern die höchste Erhebung der Heide vorstellt. Ein hübsches Gasthaus ist hier entstanden, in den Monaten August und September überfüllt wie alle Heideorte. Zudem eine Jugendherberge; denn Tausende ziehen auf den Waldstraßen herauf und herab, sich die geheime Schönheit des Vaterlandes zu erwandern. Vom Wilseder Berg sieht man noch einmal abschiednehmend in das einsame Land, das still in sich zurückzucken wird, wenn der Herbststurm die Fremden fortsegt. Sogar die Bienen wandern dann in ihren Wägen heimwärts. Dann gehört die Heide wieder dem Heidejäger und den Heidschunden. Dann dehnt sich der Totengrund und ruft seinen Namen in alle Rüste. Der Wanderer hält den Schritt an, wenn er ihn betritt. In weiter Mulde gen Wilsede aufsteigend, vielfach in sich gefaltet und oft steil abstürzend, daß der gelbe Sand aufregt, ist er unregelmäßig und weitläufig von vielgestaltigen Wacholdern einzeln und in Gruppen durchsetzt und mit Heide überwuchert, gleich einem Tal des Todes, von Zypressen bestanden. Doch ist der Wacholderbaum willkürlicher und veränderlicher als die Zypresse, so recht der Märchenbaum, gnomenhaft, breit und behäbig, oder zerissen und in sich geteilt, dem starken verborgenen Stamm gleich feindlichen Brüdern in allen Nischen widerstehend.

Dann ist es einsam am Bönkestein auf dem Wieheberg. Der Mann, der dieses Stüdes Deutschland Herz war, hat dann seine Heide wieder für sich allein. Das Reich äugt herüber und der Rottke schreit. Die starren Augen des Dichters, der für ein neues Deutschland im Schützengraben endete, sehen in Vergangenheit und Zukunft.

Hainmühlen.

Eine geographisch-historische Skizze.

Von Ad. Krönke (Ringstedt).

(Nachdruck verboten.)

Das kleine Dorf Hainmühlen, halbwegs an der Strecke Geestensee-Weberkefä liegend, nimmt in geographischer, siedlungsgeschichtlicher und historischer Hinsicht unter den Ortschaften der Börde Ringstedt eine Sonderstellung ein. Der Wanderer sieht beim Durchmarsch gewöhnlich nur sehr wenig von der reizenden Lage, denn — von Ringstedt kommend — gewahrt er erst kurz vorher auf der Hainmühlener Höhe im Buschwerk versteckt die wenigen Bauernhäuser mit dem beherrschenden Gutshofe als Mittelpunkt. Nach schnellem Durchmarsch verschwindet das Dorf eben so schnell wieder seinen Blicken. „Raum gegrüßt — gemieden.“ Es liegt nicht wie alle anderen Siedelungen der Börde auf den Höhen, allen sichtbar, sondern als einziger im Talgrund der Wittgeeste, einem kleinen Nebengerinnel der Geeste. Den Namen des Baches will man auf „zweite Geeste“ zurückführen, zum Unterschied des noch kürzeren Bächleins beim Einzelhof Drittgeest, der „dritten Geeste“.

Wer die Lage Hainmühlens recht genießen will, braucht keine großen Wege zu gehen; nur ein wenig muß er sich von der staubigen Landstraße seitwärts bemühen. Schreitet er etwa fünfzig Meter an der Windmühle vorbei, so öffnet sich seinen Blicken das liebliche Tal. Jenseits hebt sich wieder graubraune Heide ab, und ganz in der Ferne grühen die Wälder Weberkefäs. Vom eigentlichen Dorf allerdings sieht man auch hier nicht viel. Zu dem Zwecke durchreiten wir auf der Straße das Dorf selbst und biegen den ostwärts abführenden Weg nach Lintig hinein. Einige hundert Meter weiter stehen wir auf dem Lintiger Berge, der höchsten Erhebung der ganzen Börde. Mit der Aussicht wird auch ein verwöhnter Blick zufrieden sein. Zu unseren Füßen das Dorf, versteckt im Grün der hohen Eichen. Nur der hohe Schornstein der ehemaligen Gutsbrennerei stört das Bild. Die frischgrünen Wiesenmatten des Baches säumen die dunkelgrünen Baumgruppen ein und mitten hindurch rinnt in gewundenem Lauf das grau-blaue Wasser aus den Grenzmooren des Elbe- und Weisergebietes. Wirkungsvoller noch erscheint das Bild, wenn wir weiter umherschauen. Hügelwelle folgt auf Hügelwelle, wie in einem starr gewordenen Meere. Dort schwarze Ackerstreifen, hier rostbraune Heidegebiete in Hülle und Fülle. Dem Kundigen offenbart die Eiszeit und Nacheiszeit ihre Gewalt. Hier häuften sie Schicht auf Schicht, vermischt mit ungezählten Moospackungen bunterster Art, dort schuf sie Rinne und Weg dem enteilenden Schmelzwasser, daß es fortleite nach Westen und den Menschen Raum schaffe für die nötigen Wiesen und Weiden.

Müller-Branel teilt mit, daß in der Mitte des 19. Jahrhunderts in der Nähe der Windmühle noch zehn Grabhügel vorhanden gewesen seien, die bei der Kultivierung eingeebnet sind. Als Rest mag man einen angegrabenen Hügel am Waldrand des „biden Busch“ ansehen. Jenseits des Tals setzt sich die Reihe der Grabhügel längs der Landstraße, jedem Wanderer sichtbar, fort. Leider sind fast alle unsachgemäß angegraben und ihres Inhaltes beraubt. Recht frühzeitig scheint die geschichtliche Siedlung im Tal entstanden zu sein. Die Strömung des Baches und vor allem das äußerst nahe Herantreten des Geestbodens verlockte zur Anlage einer Wassermühle. Die Lage der Siedlung war durch diese geographischen Tatsachen bedingt, führt sie doch z. T. ihren Namen davon.

Hainmühlen ist die Stätte, da innerhalb großer Waldgebiete zunächst eine, dann zwei Mühlen entstanden. Das enge Tal, die größtenteils unfruchtbare Ackerkrume ließ eine umfangreiche Siedlung nicht zu. Man glaubt daher, daß das Dorf aus einem Einzelhof entstanden ist. Dieser Einzelhof war unzweifelhaft der heutige Gutshof, zu dem noch heute die beiden Mühlen (Wind- und Wassermühle) gehören. Die älteste bekannte Urkunde — vom 14. Februar 1419 — spricht nur von einer „bohen molensiede und hoff to der Heynemolen, also dat belegen is in der borde to Ringstede“. Vor 1419 gehörte diese Einzelsiedlung, vielleicht als solche altgermanischer Herkunft, den Ritters in Weberkefä, die sie meistens selbst bewirtschafteten. Nachdem sie den Stammsitz seit 1380 an die Bremer verloren hatten, hatte Hainmühlen für sie weniger Wert. Eine Witwe, Frau Mette Gogreve, verkauft daher den Hof „myd water, myd wischen, myd weide, myd acker, myd holte, myd heide“ für 80 Lübeder Mark an Bremen. Bezeichnend für die Bewirtschaftung des Hofes ist, daß Wasser, Wiesen und Weiden zuerst genannt werden. Erst nach und nach mögen durch Verkauf, Abmeierung und Ablösung einige Stücke vom Hof abgetrennt worden sein. 1750 zählte das Dorf erst acht Feuerstellen. Daß der Gutshof im Volksmund noch heute kurzweg „de Hoff“ genannt wird, betrachte ich als einen fernerer Beweis für die Annahme der Entstehungsweise. Vom Jahre 1790 sind uns einige Nachrichten aus dem Schulleben der kleinen Gemeinde überliefert, die beweisen, daß lange Zeit neben der gutherrlichen Familie nur ärmliche Bevölkerung — Tagelöhner, Knechte — im Dorf wohnte. Alljährlich „mietet“ man für das Winterhalbjahr einen Lehrer und sucht sich dazu stets den aus, der „am wohlfeilsten“ zu haben ist. Entgegen den Gewohnheiten in anderen Dörfern, daß die Kinder Schulgeld bezahlen, sind hier die Schüler davon befreit; vielmehr nimmt man die Bezahlung der Lehrkraft aus den Einkünften einiger Schulländereien. Auch die Schulbücher werden davon bezahlt. Ein Schulhaus ist nicht vorhanden, der „Schullehrer“ unterrichtet seine — vier! — Schüler in einer dazu gemieteten Stube.

Die Geschichte der Mühlen ist die Geschichte des Dorfes. Am wichtigsten ist die Wassermühle. Im Jahre 1419 kommt sie mit dem „Hof“ an Bremen, wird nach dem 30jährigen Kriege schwedisch, dänisch und endlich königlich-hannoversche Staatsmühle. Alle herrschaftlichen Meier aus den Dörfern Lintig, Anteloh, Meckelstedt, Großenhain, Drittgeest, Wüstewohlde, Hainmühlen, Röhlen, Ringstedt, Rührstedt, Drangstedt, Marschlampe und Elmlohe müssen die Mühle unterhalten, da sie den Nutzen davon haben. In dem Gebiet dieser Dörfer gab es bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts keine zweite Mühle. Alle Bauern kamen nach Hainmühlen, um das Korn mahlen zu lassen. Mit Hand- und Spanndiensten erhielt man die Gebrauchsfähigkeit derselben. Der Berechtigte, d. h. der Staat, war dagegen verpflichtet, jedem Handdienstpflichtigen nach geleisteter Arbeit einen Krug Bier oder einen Schilling zu verabsorgen, den Spanndienstpflichtigen für jedes benutzte Pferd dasselbe zu geben. Dies lästige Verhältnis übergab der Staat 1836 dem damaligen Besitzer des Gutes, dem Vollhofsner Johann Döcher in Hainmühlen gegen eine Barzahlung mit allen Rechten und Pflichten. Oft mußten sich Döcher und sein Sohn und Erbe Heinrich Döcher — bis kurz vor dem Kriege eine bekannte und geachtete Persönlichkeit in weiterer Umgebung — diese Rechte auf gerichtlichen Wege erkämpfen. Manche Pflichten, besonders aus Elmlohe, Röhlen und Lintig, wo inzwischen auch eine Mühle errichtet war, versuchten, sich der Arbeit an der Wassermühle zu entziehen. Die Ablösung aller Meiergesälle bereitete auch diesem eigenartigen Wesen ein Ende, jedoch erst 1871. Döcher erhielt als Ablösungskapital von jedem Spanndienstpflichtigen einen Reichstaler und 20 Silbergroschen, und von jedem Handdienstpflichtigen 25 Silbergroschen; er teilte bei Abzahlung der Summe Bier und Schillinge zum letzten Male aus. Die jeweiligen Besitzer des Hofes haben an diesem eigenartigen Meierverhältnisse, daß sie in gewissem Sinne zu Herren erhob, viel Verdienst gehabt und erhoben stets heftigen Widerspruch, wenn man schon vor 1871 die Ablösung verlangte. Am kräftigsten legten sie sich ins Mittel, wenn im Bereich ihres Pflichtkreises eine neue Mühle erbaut werden sollte. Aus begreiflichen Gründen. 1868 plant Röhlen einen Windmühlenbau. „Der Hof“ erhebt Protest. Die königliche Civil-Administrationstrationskammer Hannover stand den Röhlenern jedoch bei, indem sie u. a. schrieb: „Es muß anerkannt werden, daß für die Dorfschaft Röhlen, für die nur die Mühle zu Hainmühlen und Frelsdorfermühlen, sowie im Notfalle in Alt Lüneburg in Betracht kommen können, wegen der großen über 1 bis 1 1/2

Stunde betragenden Entfernung von diesen Mühlen und wegen der unbefriedigenden Beschaffenheit der Wege die Anlage einer näher gelegenen Mühle um so mehr ein Bedürfnis ist, als von den 572 Einwohnern, wenn auch die Dörfer hielten, Weiser zu den spannbildenden gezählt werden, doch etwa die Hälfte zu den sogenannten kleinen Leuten gehört." So wurde denn 1868 in Adhler eine Windmühle gebaut. Die Wassermühle wird noch heute fleißig benutzt, während die Gaimühlener Windmühle baufällig wird und nur noch im Notfall benutzt wird.

Der Lummenselsen auf Helgoland.

Von Dr. E. Fraund (Braunschweig).

(Nachdruck verboten.)

Wer schon am Nachmittag auf der roten Nordseeinsel landet, den treibt ein unaufhörliches Verlangen, noch am ersten Tage das felsige Eiland zu umschreiten. Schnell ist er vermittelt der Treibe oder des Aufzugs im „Oberland“ und beginnt seinen Rundgang in westlicher Richtung. Noch ist er nicht weit nach Norden vorgeschritten, als er von einem nie gehörten arrr — arrr — orrr — orrr überrascht wird, das sich in das Brausen der Wogen und das Reisen des Windes mengt. Das ist das Taglied der Lummens, das sie von Sonnenaufgang bis zur Mitternacht, von April bis Ende Juli, erklingen lassen. Mit dem Frühling haben sie sich — wer weiß, seit wieviel Jahrhunderten schon — ausgerechnet auf diesem Felsen niedergelassen, um in seinen Gefilden die Brut aufzuziehen. Dieser süßlichste Vogelberg von Europa, der „Lummens-Felsen“, ist Helgolands schönstes Naturdenkmal. Den ganzen Sommer durch schimmert er von dem schwarzweißen Farbenmosaik seiner Bewohner, dröhnt er von dem schmetternden Geschrei ihrer Stimmen. In der Nähe betrachtet, gibt dieser nordische Tauchvogel, den die Wissenschaft als „Uria fulva“ bezeichnet, viel Interessantes zu schauen. Wie beim Pinguin ist sein Leib walzenförmig aufgerichtet, die Augen blicken harmlos tren, die stummelartigen Flügel aber sind so tief angelegt, daß Brust, Hals und Kopf stark vorgehoben erscheinen. Prachtvoll ist der Glanz des enganliegenden Gefieders, das über dem Rücken schwarzbraun, vom Bauch bis zur Kehle schneeweiß gefärbt ist.

Im Mai beginnt die Brut in den Kossolmulden des Felsens. Diese Bequemlichkeit enthebt sie der Sorge um den Nestbau. Auch herrscht bei ihnen das Einkindersystem, das jedoch wieder durch das ziemlich hohe Alter des Vogels wett gemacht wird. Ist das Junge ausgebrütet, dann beginnt das wildeste Treiben um den Felsen. Fortgesetzt schwirren die Alten vom Felsen zum Meer und aus den Fluten wieder zurück, immer unter den gleichen Triumphgeschängen junge Heringe, Sandspieren und andere Nahrung herbeischleppend. Einem Vogelbienenstock gleicht der Felsen. Nach zwei Monaten heißt's für die Jungen, den Sturz in die Tiefe zu wagen. Lange fliegen und trippeln die Alten vor ihnen her, bis sich die Flügel endlich, halb unfreiwillig, auch durch den Hunger gezwungen, dazu entschließen. Von da an aber entfernen sich die Vögel von Tag zu Tag weiter auf die See. Mitte August steht der Lummenselsen wieder stumm und verwaist da; nur das reichliche Geschmeiß, das ihn wie marmoriert erscheinen läßt, erinnert an das Leben und Treiben, das hier monatelang sich abspielte.

Ein Glück nur, daß das Fleisch des Vogels ziemlich trügisch schmeckt, so daß es sich weder als Lederbissen noch als Exportgut eignet. Immerhin schätzt ihn die Küche der Einwohner sehr, so daß eine Schonzeit auch für die Lummens eingehalten werden muß, soll das Jagdgebiet dauernd sein und das einzigartige Naturdenkmal erhalten bleiben. Früher begann die Lummensjagd am Jakobstag (25. Juli), und mit einer gewissen Feierlichkeit gab vom Boot aus der Landratsverweser den ersten Schuß. Dann begann das Mordgeballer von allen Seiten. 1000 Stück wurden damals durchschnittlich auf solcher Jagd umgebracht, und die letzten Lummens, die immer noch zum Felsen flogen, weil sie als todesmüde Eltern ihre Jungen nicht verlassen wollten, waren die Ziele der besonders guten Vogelschützen. Aber das Jammergegeschrei der hungersterbenden Jungen, das dann noch tagelang von dem Felsen herabklingte, griff doch manchem Badegast und Helgoländer ans Herz. Man hat jetzt — nicht zuletzt auf Anraten der biologischen Anstalt — den Beginn der Jagd auf den 1. September verlegt, am welchem Tage die harmlosen Tiere größtenteils schon auf hoher See sind.

Ein prähistorischer Fund im Verden-Moor.

Von Dr. E. Heinrichs (Verden-Aller).

(Nachdruck verboten.)

Unsere Moore sind infolge der freien Humusäuren sehr konfervierend, Moorjunde sind daher meistens sehr gut erhalten und für die Erforschung der Lebensweise und der Lebensgewohnheiten unserer Vorfahren von hervorragendem Werte. Bei der regen Kultur unserer Gegenden in den ältesten Zeiten, wie sie uns allein schon durch die vielen Steingrabs- und Urnenfriedhöfe dargelegt wird, ist es kein Wunder, wenn man beim Torfgraben von Zeit zu Zeit auf wertvolle Funde stößt.

Im Mai 1903 wurde in Areepen im Moor ein wertvoller Fund in Gestalt einer gut erhaltenen Moorleiche gemacht. Leider war sie nicht bekleidet, während diese Leichen meistens mit kurzer

Haar, ärmellosen Hemd und einem mantelartigen Umschlagstück bekleidet sind.

Im Mai dieses Jahres, also genau 23 Jahre später, fand man im Verden-Moor auf der Parzelle des Hofbesizers Mühle in Areepen ein solches Umschlagstück, das wir bisher nur als Kleidung an Moorleichen kennen. Eine Probe des Tuches, die leider beim Bergen des Tuches abfiel, wurde von Sachverständigen des Provinzialmuseums sofort als sehr wertvoll erkannt. Herr Lehrer Holste in Neebenerbergen hat sich um die weitere Erforschung des Tuches sehr bemüht, das ein dauerndes wertvolles Stück des Verden-Heimatmuseums bilden wird. Von einer Moorleiche, die seitens der Sachverständigen des Provinzialmuseums in der Nähe des Tuches vermutet wird, fehlt bisher jede Spur. Das Tuch selbst ist 2,50 Meter lang und 1,70 Meter breit, aus Wolle und in Köperdrehtart gewebt. Nach der Tiefe der Moorschicht, die sich darauf gelagert hat und die 1,70 Meter betrug, kann man unbedenklich ein Alter von 1500 bis 1700 Jahren annehmen. Wir können so auf das 6. bis 4. Jahrhundert n. Chr. Aufsteigen ist die Breite des Tuches. Man hat also zu jener Zeit Weite von so bedeutenden Ausmaßen gekannt.

Hat sich hier an dieser Stelle des Moores eine Geschichte von furchtbarer Tragik abgespielt? Welanlich wurden Ehebrecher und Pferdebödie gewaltam gefesselt und lebendig ins Moor versenkt! Vielleicht! Dann dürfte über kurz oder lang in der Nähe der ersten Fundstelle eine solche Moorleiche zu Tage gefördert werden. Vielleicht war der Vorgang aber harmloser. Absichtlich oder unabsichtlich mag hier ein ausgedientes Umschlagstück zurückgelassen worden sein. Dafür spricht die Lagerung des Tuches, das aufgerollt auf einer in ihren Fasern deutlich erkennbaren Grasbult lag, als habe man das Tuch absichtlich auf diese erhöhte und weniger feuchte Stelle gelegt. Bei der vielleicht gerade damals vor sich gehenden Veränderung des Bodens ist es dann später verschwunden. Daß es sich tatsächlich um ein gebrauchtes Umschlagstück handelt, ergibt die Anordnung von vier kleinen runden Stichlöchern mit oxidierten Rändern, die so angeordnet sind, daß sie beim doppeltgeschlagenen Umschlagstück genau aufeinander passen und jedenfalls mittelst eines Drahtes oder einer anderen metallenen Nadel zusammengehalten wurden.

Nachdem soweit alles gewissenhaft gesichert ist, wird das Tuch, nachdem es die nächsten Wochen in unserem Museum besichtigt werden kann, für längere Zeit — vielleicht zwei Jahre — fortgeschickt werden müssen, um durch ein langwieriges und umständliches Verfahren widerstandsfähiger gemacht zu werden, da es sonst sehr bald zerfallen würde.

Gen über'n annern.

Von Paul Schurel.

(Nachdruck verboten.)

Wir entnehmen die folgende kleine Fabel dem in Kürze erscheinenden Buche „Griseentum“, ein buntes Boof von Paul Schurel, deren Abdruck vom Verlag Carl Schünemann, Bremen, uns bereits jetzt gestattet wurde.

Die Schriftleitung.

De Gerbeern weern riep. ' Moed un die hingen se dor un hogen sit över den warmen Einnshien. En lütte grise Mus teem antrippelt un hóg sit of. An den eersten Gerbeerstrunk stell se sit hoch un nash. Ei, wat smed dat söt! Er litten runnen Ogen löven flint rüm. Un se lutsch an de een un lutsch an de annern, weern all liker söt. Dor sall de Düvel keen Lust hebben ton Leven! Nu man gau de Spieskamer vulldragen, sünst kummt noch en un halt jüm all wech. Se güng denn je of foorts bi un bät de Gröttste b'n Stengel af un jüs dormit dörch'n Tun dörch un bröch er in't Bod. Un rönn denn torüch un hal de tweete, un so een na de annern. Als se dat sötte Mal dörch'n Tun kröp, do schöt en Abder up er to un bät er i'n Hals. Jä, wat is dor to maken. Se löp noch'n paar Schreed un bleew denn liggen. De Abder slängel sit sachen achteran, töw noch'n lütt beten. Denn kreeg se de Mus bi de Achterbeen to faten un füng an, er dverstofluden. Er Mul würd gröter un gröter, de Mus rutich jünmer deoper rin. Tolest keek noch de lütt spige Snut rut un jäd lisen „och“. Un denn güng de lütt Snut of inner, un dat Abdermul mööl sit wedder to. Dat Deert wöig noch'n beten un läd sit denn ful in de Sinn hen. Do keel en annern spige Snut dörch'n Tun: dat weer de Swinegel. „So is rech“, brumm he und tröck de Näs frus, „twee op enen Slag, dat mag ik liden!“ Börsichtig pedd he sit ran, schult lurig. Rawoll, de Slang slöppt al. Do trappelt de Swinegel gemüttlich hento un bät de Slang in'n Steert. Huch, wat schöt de Abder do hoch un reet dat Mul op und such! Man de Swinegel rull sit gau tofamen un höl den Steert good fast. De Abder hau as dull mit'n Kopp in de Stacheln rin, aber dat mööl den Swinegel nix ut. Se maract sit af un hau sit den Kopp blödig. De Swinegel lät dat Steert-Enn nich los. Tolest würd de Slang mööd un kunn sit knapp noch rögen. Do rull de Swinegel sit börsichtig op, schul mal rut un bät denn wupp de Abder den Hals dörch. Denn tröck he mit er af, inner'n Tun durch un över de Strat na't Holt herinn. Dor söch he sit'n goden Plaz, wünnich sit goden Appetit, un füng geruhig bi'n Steert an to fräten. Langsam un sinnig, good laut is halt verdaut. Un as he an de Mus teem, do lach he „hå hä hä“ un sabsch er vergnügt mit op. Se weer noch nich ganz to Enn, do versier he sit bannig un rull sit tofamen,

so gau un so fast, as he dat nich jümmer deit. De Vof stünn
 dor un grien em gräsig an. He krah sil mit'n Achterbeen achter'n
 Ohr un säb: „Jau jau, hüt is Sünndag!“ Denn geew he den
 Swinegel mit de Börderpoot 'n litten Stot und noch en, un trudel
 em denn so dor lauf. Den Swinegel würd ganz dösig in'n Kopp,
 awer he dach „hang maten gells nich“ un kneep den Kopp fast
 twischen de Achterbeen. Dat dur nich lang, do harr de Vof sinen
 Fründ na de Bel rantrudelt, swupp, do leeg he binnen. „Wat is
 dat,“ dach de Swinegel, dat treckt em koold un natt an de Näs — he
 snuwt — und snuwt sil Water in de Näs. „Nu helpt'z nix, nu
 mutt'n swemmen,“ säb de Swinegel noch un rull sil hastig op, do
 weer he al to Enn. De Vof harr sine scharpen Tänen rinhaut in
 dat weete Fleisch. Rit, un nu fritt he dat lustig op: Swinegel un
 Abder un Mus un Gerbeer. He led sil grad dat Mul, do säb dat
 „pass“. Un do mööl de Vof en groden Sprung un läd sil denn
 hen un mööl de Been stiew. Un achtern Boom kööm en Minsch
 rut, hing sil de Flint öwer de Schuller un lach sil en. Un nöm den
 Vof bi de Achterbeen un güng dormit af.

Wokeen kummt nu?

Vollsprüche und Bauernregeln auf den Monat Oktober.

(Nachdruck verboten.)

Mit Blüten oft der März geschmückt,
 Mit Blüten der Oktober! (Nach Hebel.)

Hat der Oktober viel Regen gebracht,
 So hat er die Gottesäcker bedacht.

Der Oktober macht die Pferde mager.

Wenn's im Oktober donnert und wetterleucht,
 Der Winter dem April an Launen gleicht.

Bringt der Oktober viel Frost und Wind,
 Sind Jänner und Hornung (Februar) gelind.

Ist der Oktober kalt,
 Macht er dem Raupenfraß halt.

Oktober und März
 Gleichen allerwärts.

Sieht im Oktober das Laub fest auf dem Baum,
 So fehlt ein strenger Winter kaum.

Warmer Oktober bringt kalten Februar.

Durch Oktobermücken
 Laß dich nicht berücken.

Schneit's im Oktober gleich,
 So wird der Winter weich.

Der Ottower
 Malt Pferde zower.

(b. h.: sie kommen durch den Haarwechsel sehr herunter.)

Wenn im Oktober die Eich' ihr Laub behält,
 So folgt ein Winter mit strenger Kält'.

Ist die Krähe nicht mehr weit,
 Wird's zum Säen höchste Zeit.

Bermischtes.

Aus einer untergegangenen Welt.

Im nordfriesischen Wattenmeere, im Gebiet der
 Halligen, sind in diesen Tagen neue Funde gemacht worden. Vor
 600 Jahren versank bei einer furchtbaren Sturmflut das an der
 Südspitze Nordstrands, in der Gegend der jetzigen Hallig Südfall,
 gelegene sagenhafte Rungholt, eine alte, prächtige Handels-
 stadt, ins Meer. Vor zwei Jahren fand Studienrat Dr. Peters
 aus Husum gelegentlich einer Wattenwanderung gut erhaltene,
 wunderbare Gefäße aus der Glanzzeit Rungholts, die dem Husu-
 mer Museum überwiesen wurden. Jetzt sind in der Nähe Südf-
 falls weitere Zeugen der untergegangenen Stadt aufgefunden
 worden. Zunächst ein Menschenschädel mit gut erhaltenen Zähnen.
 Der Schädel ist fleischwarz, und hat nach sachverständigem Gut-
 achten 600 Jahre im Meere gelegen. Dann wurden Scherben von
 Töpfen und anderen Gebrauchsgegenständen gefunden, ähnlich den fröh-
 lich bei Sturmfluten aufgewühlten Funden. Ferner ist man im
 Vorland von Dagebüll an der Schleswig-Holsteinischen Küste auf
 Reste des gleichfalls bei einer Sturmflut im 13. Jahrhundert unter-

gegangenen Kirchspieles Drevaldt gestoßen. Dieses Kirchspiel
 lag bei der jetzigen Dagebüller Kirche. Man fand Gemäuerreste
 und Holzpfähle. Bekannt ist, daß das heutige nordfriesische Wat-
 tenmeer ehemals Festlandmarsch war, auf dem ungeheure Waldun-
 gen standen. Neuerdings ist man nun beim Abstechen des Dammes
 nach Hallig Oland, westlich von Föhr, wieder auf diese Tausende
 von Jahren alten Kulturruinen geraten. Die Wälder liegen zum
 großen Teil noch unter dem Meerespiegel. Die Dammarbeiten
 förderten schwarze Holzstämme zutage, zum Teil noch von gewisser
 Festigkeit, zum Teil vermorscht. Auch die Funde von Mooreerde
 auf der ganzen Strecke lassen mit Sicherheit auf die Verwesung
 eines Waldes, der dort stand, schließen. Meistens sind es Laub-
 hölzer, wie Eichen, Pappeln, Birken und Weiden, die das ganze
 ungeheure Gebiet von der Insel Röm bis hinunter nach Selgoland
 bedeckte und woselbst man früher auch Waffen und Lanzenspitzen
 der Ureinwohner, Menschen- und Tierknochen, usw. gefunden hat.

Bücherchau.

Neue Hanja-Heimatbücher.

In der von Friedrich Plettke sorgsam redigierten, vom
 Verlag (Hanja-Antiquariat, Bremerhaven) in guter Ausstattung
 zu anerkennenswert niedrigem Preise herausgegebenen Hanja-
 Heimatbücherei sind einige neue Hefte erschienen. Wir weisen
 auf diese Sammlung gern immer wieder hin, sie sollte in keinem
 Hause fehlen, in dem die Heimat etwas gilt, und die Liebe zu ihr
 gepflegt wird. Es kostet jedes Heft 35 Pfg. (Doppelheft 70 Pfg.
 usw.), doch ist es durch Teilnahme an der vom Verlag aufgelegten
 Subskription möglich, die Hefte für je 25 Pfg. (bzw. 50 Pfg. usw.)
 zu bekommen.

Folgende neuen Hefte liegen vor:

Heft 16: Dorpslie. Aus dem Leben eines Geest-
 dorfs. Von D. Skeilen. 1925. 35 Seiten. — Kulturbilder
 aus einem Geestdorf zur Zeit unserer Väter, mit interessanten
 Schilderungen von zum Teil längst vergessenen Volksgebräuchen.
 Das Heft ist auch unserer Jugend sehr zu empfehlen. Einige der
 Schilderungen sind plattdeutsch geschrieben.

Heft 21: Geschichte des Reg.-Bez. Stade II: Die
 Karolingerzeit. Von Dr. R. Capelle. 1925. 36 Seiten.
 — Eine überaus fleißige Zusammenstellung der bekannten, aber
 zum Teil verstreuten und für den Laien unerreichbaren Tatsachen,
 in ihrer übersichtlichen Zusammenfassung vorzüglich geeignet zur
 Einführung in diesen Zeitraum unserer Heimatgeschichte. Die aus-
 führlichen Quellenangaben werden den interessierten Lesern will-
 kommen sein.

Heft 22/24: Die Weihnachtsflut 1717 zwischen
 Unterweser und Unterelbe. Von Dr. B. E. Siebs.
 1925. 96 Seiten mit 4 Abbildungen. — Eine vorzüglich orientie-
 rende Beschreibung dieser gewaltigen Sturmflut, nicht nur auf
 Grund aller hierüber je erschienenen Druckschriften aufgebaut, son-
 dern auch infolge eingehenden Studiums von bisher ungedruckten
 Quellen (Regierungsakten, Hausbüchern und privaten Aufzeich-
 nungen) mit einer erstaunlichen wissenschaftlichen Gründlichkeit
 bearbeitet. Fast für alle größeren Orte sind die Verluste an Men-
 schen, Tieren, Häusern usw. ermittelt. Besonderen Wert erhält
 das Büchlein durch die Anfügung der Lebensbeschreibung des Ober-
 deichgrafen Eide Stade Johans. Das Leben dieses Mannes stellt
 ein interessantes Zeugnis dar für die ungeheuren Schwierigkeiten
 im Kampf unserer Väter mit dem blauen Hans.

Heft 25/26: Quellenbuch zur Geschichte des Erz-
 stifts Bremen. Von Dr. S. Strunk. 2. Auflage in neuer
 Bearbeitung. Teil 3 (zirka 1200 bis 1400). 1925. 72 Seiten. —
 Ueber dieses wichtige Heimatbuch, das an die Quellen führt, aus
 dessen die Heimatforschung schöpft, braucht nichts mehr gesagt zu
 werden, es hat seinen großen Wert schon mehrfach bewiesen. Er-
 freulich ist, daß mit dem Erscheinen des Schlussteiles 4 das Werk
 Ende dieses Jahres wieder vollständig vorliegen wird.

Heft 27/28: Hausinschriften aus den Kreisen
 Zeven und Rotenburg. Gesammelt und eingeleitet von Th.
 Benede. 1925. 47 Seiten. — Die Inschriften über der großen
 „Miffendör“ der niederfriesischen Bauernhäuser sind in kultur-
 geschichtlicher Hinsicht von nicht zu unterschätzender Bedeutung, oft
 sind sie die einzigen Urkunden über vergangene Zeiten und Ge-
 schlechter und bilden gleichsam die Wurzel für den Stammbaum
 des Scholleninhabers. Die vorliegende Sammlung ist eine Aus-
 wahl, gibt aber, da ihr die aus Hausinschriften überaus reichen
 Kreise Zeven und Rotenburg zu Grunde liegen, einen schönen
 Ueberblick über dieses noch unaufgeschlossene Gebiet volkstümlicher
 Forschung.

Spruch.

Wer das grüne, kristallene Feld
 Flügt mit des Schiffes eilendem Riele,
 Der vermählt sich das Glück,
 Dem gehört die Welt!

(Schiller, „Frau von Messina“, 1803.)